

„Suche den Frieden und jage ihm nach“

(RB, Prolog Vers 17; Ps 34,15)

Über Leben und Arbeit in der Benediktinerabtei Dormitio in Jerusalem

Wenn ich durch die Jerusalemer Altstadt gehe, dann gehe ich nicht nur *durch* einen geschichtsträchtigen Ort, sondern ich bewege mich auch *oben* darauf. Im Laufe ihrer über 3000jährigen Geschichte ist die Stadt immer wieder zerstört und wieder aufgebaut worden. So habe ich an manchen Stellen mehr als 30 Meter Bauschutt unter dem Straßenpflaster, unter meinen Füßen. Das eine Mal wird die Stadt im Krieg zerstört – die Trümmer werden eingeebnet und es wird wieder daraufgebaut. Beim nächsten Mal ist es ein Erdbeben oder ein Großbrand – es wird planiert und wieder daraufgebaut. Manchenorts sind es mehr als 40 Besiedlungsschichten. Und es sind nicht nur Schichten von Steinen und Scherben. Sie erzählen auch die Geschichten von Menschen, die hier gelebt haben, Freude und Leid erfahren, Feste gefeiert und ihre Toten betrauert haben. Sie erzählen Geschichten von Krieg und Frieden.

Das ist doch Geschichte! – Ist es das? – Ja und Nein. Diese Frage scheint mir wichtig für das, worüber ich heute sprechen möchte: Für das Leben und Arbeiten unserer klösterlichen Gemeinschaft in Jerusalem, wie auch für das Erbe und den Auftrag, den Franz Stock uns hinterlassen hat.

Das ist doch Geschichte! – soll heißen: das ist vorbei, hat keinerlei Bedeutung mehr für das, was jetzt geschieht. Das halte ich für falsch. Geschichte ist niemals bloße Vergangenheit, sondern immer in irgendeiner Weise wirksame und wirkmächtige *Gegenwart*. Der Mensch lässt das Erlebte nicht einfach hinter sich, sondern sammelt es, indem er es deutet, in die Entwicklung seiner Persönlichkeit, im Guten wie im Schlechten. Jede und jeder von uns trägt *seine, ihre* Geschichte in der je eigenen Existenz. Und Völker und Kulturen entwickeln und pflegen ein gemeinsames, kollektives Gedächtnis – ihre Geschichte.

Geschichte – das sind nicht einzelne Punkte auf einem fliehenden Zeitstrahl, die irgendwann hinten hinunterfallen und nicht mehr da sind. Geschichte – das sind etwa die archäologischen Schichten der Jerusalemer Altstadt. Ich lebe nicht *nach* ihnen, sondern *oben darauf*.

Die Geschichte ist zugleich auch *das* Ge-Schichte in all der Viel-Schichtigkeit dessen, was wir erlebt und erfahren haben.

* * *

In diesem Sinne darf ich mich kurz selbst vorstellen. Ich bin 1972 in Neheim-Hüsten geboren und dort aufgewachsen. 1977 war ich bei den ersten Kindern, die in den neuen Franz-Stock-Kindergarten in unserem Neubaugebiet einzogen. Zu denen, die dort die damals neue St. Franziskus-Gemeinde mit aufgebaut haben, gehört mit Dieter Lanz auch ein ehemaliger Seminarist aus Chartres, so dass Franz Stock nie ein abstrakter Name bei uns war. Während meiner Firmvorbereitung haben wir zwei große Filme angeschaut: Einmal den romantisch etwas überzeichneten Franziskus-Film von Franco Zeffirelli („Bruder Sonne, Schwester Mond“) mit der Musik von Donovan – und dann, der Kontrast hätte größer kaum sein können, der Dokumentar-Spielfilm über Franz Stock, „Du stirbst nicht allein“. Dieser Film hat mich als Zwölfjährigen damals sehr verstört; ich muss Ihnen das sicher nicht weiter erläutern. Als Schüler des Franz-Stock-Gymnasiums habe ich zu Pfingsten 1988 an der deutsch-französischen Friedenswallfahrt nach Paris und Chartres teilgenommen. Diese Reise voll großartiger Eindrücke hat mir die Bedeutung Franz Stocks an den Orten seines Wirkens ein-

geprägt – und wiederum die Verstörung darüber, was denn Menschen in ihrer Geschichte für ein Schlachthaus zu veranstalten vermögen: Beim Besuch der Erschießungsstätte auf dem Mont Valerien hat es mich einigermaßen überfordert, dass dort Mitte Mai die Bäume in ihrem schönsten Grün standen, Blumen blühten und nichts von dem Grauen ahnen ließen, dass dort stattgefunden hatte und das ich irgendwie dort erwartet hatte.

Das ist Geschichte: Aus diesem frühlingshaften Leben sind die Erschießungskommandos von einst nicht zu entfernen, dürfen sie auch nicht, denn sie sind Teil der Geschichte – und die Geschichte trägt die Gegenwart, wenn diese nicht blind und taub sein will. Auf einer anderen Ebene sind diese Erlebnisse *meine* Geschichte, haben sich mir bleibend eingepägt. Bei der Vorbereitung dieses Vortrags bin ich auch in diese früheren Schichten meiner Geschichte hinuntergestiegen. Sie hatten und haben Bedeutung für meinen weiteren Weg bis heute.

Nach dem Abitur habe ich zunächst Kirchenmusik und Orgel in Detmold studiert, dann Theologie in Paderborn. Meine Freisemester habe ich in Jerusalem verbracht, im „Theologischen Studienjahr“, das seit über 40 Jahren an der Dormitio-Abtei stattfindet. Nach Abschluss meines Studiums in Paderborn bin ich dann im Januar 2002 in die Dormitio eingetreten.

* * *

Um das Leben und Arbeiten dieser deutschsprachigen Benediktinerabtei am Rande der Jerusalemer Altstadt soll es in meinen Ausführungen gehen, aber eben auch im Zusammenhang mit der Person und dem Wirken Franz Stocks. Das ist nicht gerade leicht, denn eigentliche *geschichtliche* Parallelen gibt es nicht, zu unvergleichbar sind die äußeren wie auch die inneren Umstände. Und wer geschichtliche Parallelen herstellen will – wo auch immer –, gerät allzu oft auf gefährliche Irrwege.

Dennoch gibt es Anknüpfungspunkte – dort, wo wir Menschen sind, wo wir als Gläubende unser Leben führen wollen, wo wir an die Schönheit und Güte Gottes und seiner Schöpfung glauben. An diesen *menschlichen* und *geistlichen* Anknüpfungspunkten mag sich zeigen, dass das Erbe Franz Stocks auch unser Auftrag ist. Damit stehe ich als Neheimer auch in Jerusalem nicht allein: Unser ältester Mitbruder, P. Vinzenz, ist Franzose, 93 Jahre alt und erfreut sich recht guter Gesundheit. Er hat viel erlebt, war in deutscher Kriegsgefangenschaft, dann über zehn Jahre lang als Professor für Neues Testament in einem Kloster in Vietnam, während des Krieges dort, dann die letzten gut 40 Jahre in Jerusalem. Ob ihm der Name Franz Stock etwas sagt? – Aber natürlich! – Damit ist er sicherlich vielen Deutschen voraus, zumal der jüngeren Generation. Daher bin ich sehr froh, dass diese Ausstellung hier in diesem Rahmen stattfinden kann und bin dankbar, dass ich heute in dieser Weise daran teilnehmen darf.

Den richtigen Titel dafür zu finden, was ich Ihnen hier vortragen möchte, war auch nicht ganz leicht. Eine eigentliche „Friedensarbeit“ machen wir nicht, wir sind keine politische Einrichtung, sondern ein Kloster. „Suche den Frieden und jage ihm nach“ ist aus dem Prolog der Benediktsregel genommen, einem Text des sechsten und siebten Jahrhunderts, der seinerseits die Heilige Schrift zitiert – Psalm 34. Es ist ein für unser Gemeinschaftsleben zentraler Satz, vielleicht zeitlos in dem Sinne, dass er in allen Zeiten der menschlichen Geschichte gilt, wo Menschen, vor allem Christen und Juden, an den Gott Israels glauben. Wenn ich im Folgenden zunächst auf die Geschichte unseres Klosters und der Gemeinschaft eingehe, wird dieser Titel – „Suche den Frieden und jage ihm nach“ – nicht immer ausdrücklich im Vordergrund stehen, aber immer mitschwingen.

* * *

Nach Jerusalem. Der Südwesthügel, der heute außerhalb der Altstadtmauer liegt, bekam den Namen „Berg Zion“ erst nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer im Jahr 70 n.Chr., und zwar wohl von der jungen christlichen Gemeinde. Bald nach der Konstantinischen Wende Anfang des vierten Jahrhunderts kommen die ersten Pilger ins Heilige Land. Genau wie ihre heutigen Nachfahren möchten sie an die „historischen“ Orte kommen, wo die Heilsgeschichte sich ereignet hat, sie möchten eintreten, sehen und anfassen, wo damals geschehen ist, was wir heute als unser Heil feiern – das ist doch Geschichte...

Auf dem heutigen Zion hat man schon früh den Ort des Letzten Abendmahles Jesu verehrt. Der Tradition haben sich die Jünger nach der Kreuzigung Jesu dann im nämlichen „Obergemach“ eingeschlossen (Lk 24,33-49; Joh 20,19-29); folglich ist es auch hier, wo ihnen der Auferstandene erscheint und den Frieden wünscht. Hierher kehren die Jüngerinnen und Jünger nach der Himmelfahrt Jesu vom Ölberg zurück (Apg 1,12-14) und erwarten gemeinsam mit Maria, der Mutter Jesu, die Sendung des verheißenen Heiligen Geistes, ergo ereignet sich hier auch das erste Pfingstfest der Kirchengeschichte. Und da Maria, die der Herr unter dem Kreuz seinem Lieblingsjünger anvertraut hatte, nun hier ihre Wohnung nimmt, ist es auch der traditionelle Ort ihrer Entschlafung – lateinisch Dormitio – wo sich an der Gottesmutter als der Ersten von uns Menschen erfüllt, was uns allen verheißt ist: Mit Leib und Seele in die Herrlichkeit des Himmels aufgenommen zu werden.

Im vierten Jahrhundert wird auf dem christlichen Zion eine große byzantinische Basilika gebaut, die „Hagia Sion“. Im zwölften Jahrhundert erbauen die Kreuzfahrer diese Kirche neu als „Sancta Maria in Monte Sion“, die später wieder zerstört und als Steinbruch für andere Bauten ausgeschlachtet wird.

* * *

Der europäische Kolonialismus des 19. Jahrhunderts hat im Heiligen Land auch kirchliche Züge. Es entstehen national geprägte Heiligtümer, mit denen die Herrscher ihren pilgernden Untertanen nicht nur eine Anlaufstelle in der Heiligen Stadt schaffen, sondern zweifellos auch ihren eigenen Einfluss ausbauen und nicht selten sich selbst ein Denkmal setzen wollen. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. bildet hier keine Ausnahme. Er war ein braver preussischer Protestant – seine sonntäglichen Predigten im Gottesdienst auf der kaiserlichen Yacht sind teils recht unterhaltsam. Für seine evangelischen Untertanen konnte er ein Grundstück in der Jerusalemer Altstadt erwerben – bezeichnenderweise die Ruinen einer ehemaligen Benediktinerinnen-Abtei. Im Herbst 1898 kommt der Kaiser zu einer groß inszenierten Pilgerreise nach Jerusalem und weiht am Reformationstag die neuerbaute lutherische Erlöserkirche. Am selben Nachmittag nimmt er dann feierlich das Grundstück der heutigen Dormitio in Besitz, das er vom türkischen Sultan hat erwerben können. Er übergibt es dem „Deutschen Verein vom Heiligen Lande“, der als gemeinsame Gründung der katholischen deutschen Bistümer bis heute seinen Sitz in Köln hat, mit dem Auftrag, eine Kirche und ein Kloster zu errichten, um die Sorge für die katholischen deutschen Pilger zu übernehmen.

Der damalige Kölner Erzdiözesanbaumeister Heinrich Renard schuf mit der heutigen Dormitio-Kirche quasi einen Re-Import: Schon früh hatte man überall in Europa die Jerusalemer Grabeskirche bzw. die Grabkapelle darin „nachgebaut“. Prominente Beispiele sind die Kirche St. Gereon in Köln und das Oktogon, die Pfalzkapelle des Aachener Domes. Nach diesen Vorbildern und unter Beiziehung orientalischer Elemente entstand unsere Klosterkirche und wurde im April 1910 geweiht.

Die ersten Mönche waren bereits 1906 eingetroffen. Der evangelische Kaiser Wilhelm pflegte auch Kontakte zu den Benediktinern der Abtei Maria Laach; so konnte schließlich die Beuroner Kongregation dafür gewonnen werden. Die kleine deutschsprachige Gemeinschaft kam in eine mehrfache Minderheitssituation. Jerusalem war damals ziemlich klein, aber nicht so ganz anders als heute: Juden, Christen und Muslime leben und beten in der Stadt. Innerhalb der christlichen Ökumene (die man damals natürlich noch nicht so nannte) sind praktisch alle Kirchen und Konfessionen in der Stadt vertreten, Orthodoxe, Katholiken und Protestanten verschiedenster Couleur. Innerhalb der katholischen Kirche wiederum ist der lateinische Ritus, sprich die Römisch-Katholische Kirche nur eine unter mehreren, und lange nicht die größte – das ist die Griechisch-Katholische Kirche. Und selbst unter den Lateinern gibt es noch eine Vielzahl an Ordensgemeinschaften im Sinne des genannten „kirchlichen Kolonialismus“: Da gibt es z.B. die hauptsächlich italienischsprachigen Franziskaner der Kustodie des Heiligen Landes, die französischen Dominikaner an der École biblique oder die ebenfalls französischsprachigen Weißen Väter (Afrikamissionare) an St. Anna. Und noch innerhalb der benediktinischen Familie haben die anderen Klöster einen hauptsächlich französischen Hintergrund, seien es die Schwestern auf dem Ölberg oder in Bethlechem, das Doppelkloster in Abu Ghosh oder die Trappisten in Latrun.

All diese Verschiedenheit markiert nicht zwangsläufig zuerst eine Zerrissenheit, wie sie zwischen den verschiedenen Konfessionen immer noch in der Grabeskirche zu sehen ist, sondern auf der anderen Seite zugleich eine große, farbenfrohe Vielfalt, gerade innerhalb des Katholischen. Natürlich hat man auch damals schon gemeinsam gebetet, gearbeitet und gefeiert. Man war nicht nur gemeinsam katholisch, sondern auch gemeinsam in der Fremde. Als sich im letzten Jahr der Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum 100. Mal jährte, habe ich einmal nach Spuren gesucht, die das vor Ort hinterlassen haben könnte. Die Vereinszeitschrift des „Deutschen Vereins“ berichtet davon, dass deutsche Ordensangehörige zum Militärdienst eingezogen und zurück nach Deutschland gerufen wurden. Das betraf natürlich auch Ordensleute anderer Nationen. Die Chroniken der Zeitschrift sprechen sehr wohl vom Schicksal der Deutschen, allerdings habe ich nur wenig von Patriotismus und Kriegsbegeisterung gelesen; auch die französischen Mitbrüder werden kurz, fast schamhaft erwähnt. Der Rest ist beredtes Schweigen – dort, wo in den früheren Jahrgängen breit und bunt davon gesprochen wurde, was sich bei den anderen so alles tut und wo man sich begegnet ist. Ein offenes Aufbegehren gegen den Krieg ist natürlich nicht denkbar. Unklar bleibt aber auch, was unter dem Schutz des besagten Schweigens vielleicht doch an Kontakten weiter bestand.

1917 eroberten die Briten Jerusalem. An die Stelle des Osmanischen Reiches trat nun das britische Mandatsgebiet Palästina. Die deutschen Mönche der Dormitio wurden für drei Jahre in einem Wüstenlager an der ägyptischen Mittelmeerküste interniert, während belgische Benediktiner die Sorge für Kirche und Kloster übernahmen. 1921 schließlich können die Brüder zurückkehren. Nach wie vor sind sie eine kleine, fremde Minderheit. Unter der britischen Verwaltung spitzt sich die politische Lage eher zu: Es kommt verstärkt zu Konflikten zwischen Juden und Arabern, und zu Angriffen beider auf die britische Mandatsmacht. Und doch geht in dieser Situation das kirchliche Leben nicht nur weiter, sondern auch voran. Unter dem ersten Abt Maurus Kaufmann wird die Dormitio nicht nur zur Abtei erhoben, sondern in diesen Jahren wächst die Gemeinschaft auf über 40 Mönche, die teils auch auf Farmen im Umland arbeiten. Die Brüder in Jerusalem übernehmen die Verantwortung für das Priesterseminar des Lateinischen Patriarchates und unterrichten praktisch alle Fächer des theologischen Curriculums. Das geht nicht, wenn man nicht miteinander spricht oder irgendwelche Feindschaften pflegt. Ich weiß nicht, ob und inwieweit man sich in Jerusalem bewusst und gezielt mit dem zurückliegenden Krieg auseinandergesetzt hat. Initiativen wie

jenes berühmte Friedenstreffen, das Marc Sagnier 1926 in Bierville organisiert hat und das für den jungen Studenten Franz Stock zu einem so prägenden Erlebnis wurde, hat es in Jerusalem nicht gegeben. Die Gemengelage in dieser internationalen Stadt, wo man immer schon ziemlich eng beieinander lebte, stellte und stellt ihre sehr eigenen Anforderungen.

Mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurden die Brüder wiederum zeitweilig aus ihrem Kloster vertrieben, mit dem israelischen Unabhängigkeitskrieg 1947/48 erneut. Von der Staatsgründung Israels 1948 bis zum Sechstagekrieg 1967 lag das Kloster in der Frontlinie am Rande des Niemandslandes. Auf der Galerie der Kirche war das israelische Militär stationiert, die jordanische Armee auf der Altstadtmauer keine hundert Meter entfernt. Schießereien waren an der Tagesordnung.

In dieser Lage stand die Zukunft der Dormitio vollständig in Frage. 1949 wurde ein Mönch der Abtei Gerleve als Visitator geschickt, um die Möglichkeiten zu prüfen. Leo von Rudloff war vor dem Zweiten Weltkrieg in die Vereinigten Staaten geschickt worden, um gemeinsam mit anderen Brüdern ein Asyl für deutsche Mönche vorzubereiten, wenn die nationalsozialistischen Repressalien schlimmer werden sollten. Der Krieg setzte ihn in Amerika fest, wie er umgekehrt den Deutschen die Flucht verwehrte. Pater Leo erwarb die amerikanische Staatsbürgerschaft und unterrichtete in den Kriegsjahren an einem Seminar in New Jersey. Mit seiner Geschichte und mit einem amerikanischen Pass war er in der Lage, mit den israelischen Behörden über eine Rückgabe des Klosters und eine Zukunft der Gemeinschaft zu verhandeln. Man stelle sich die Situation vor: Eine deutsche Gemeinschaft im jungen Staat Israel, unmittelbar nach Krieg und Holocaust. Leo von Rudloff ist das gelungen. Als zweiter Abt der Dormitio konnte er vielfältige Beziehungen in Israel aufbauen, zu offiziellen Stellen wie zu Privatpersonen. Dies reichte von Soldaten, die bei uns stationiert waren, über den Bürgermeister bis hin zum Staatspräsidenten.

Abt Leos Anliegen war jedoch kein politisches, sondern ein kirchliches, ein geistliches: Sein großer Einsatz galt der Aussöhnung der Kirche mit dem Jüdischen Volk. Bei einer Privataudienz im September 1958 hat er dieses Anliegen dem damaligen Papst Johannes XXIII. vorgetragen und traf bei ihm auf offene Ohren. 1961, im Zuge der Vorbereitungen auf das Zweite Vatikanische Konzil, berief der Papst Abt Leo in das Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen unter Augustin Kardinal Bea. Abt Leo erhielt die Leitung einer kleinen Unterkommission, die ein Dokument zum Verhältnis der Kirche zum Judentum für das Konzil vorbereiten sollte. Aus diesem kleinen Text wurde über eine ganze Reihe von Umwegen schließlich die Konzilserklärung *Nostra Aetate* – „Über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen“ –, darunter besonders zum Judentum. In Israel hat dieses Dokument, das im Oktober seinen 50. „Geburtstag“ feiert, unvermindert große Bedeutung. Von Abt Leo stammt der erste Entwurf dazu. Ich habe ihn im Januar in unserem Archiv gefunden, als einen Vortrag zu diesem Thema vorbereitet habe.

Frucht dieser Arbeit war nicht nur ein Text, sondern mehr noch Begegnungen mit lebendigen Menschen. Die zahlreichen persönlichen Bekanntschaften, teilweise Freundschaften, die Abt Leo geschlossen hat, sind keine institutionellen Friedensverträge, aber vielleicht deshalb stärker, weil sie sich im alltäglichen Leben zu bewähren haben. Zu diesen Freunden gehörte auch Abraham Joshua Heschel, der als jüdischer Beobachter beim Zweiten Vatikanum dabei war. Heschel, in Warschau geboren, hatte im Berlin der dreißiger Jahre studiert, seine Doktorarbeit noch auf Deutsch veröffentlichen können und war dann in die USA geflohen, während der größte Teil seiner Familie in den Vernichtungslagern der Nazis umgebracht wurde. Eine solche Freundschaft wird nie durch amtliche Rahmenbedingungen möglich, sondern nur zwischen lebendigen Menschen. Im Sinne dessen, was ich Eingangs zu

skizzieren versucht habe: Der Umgang mit der *Geschichte* bedeutet dann, dass auch erlebtes Leid nicht dem Vergessen und Verdrängen anheimfällt, sondern eine bessere Zukunft mitgestalten kann – auch wenn es im Tiefsten vielleicht nicht geheilt werden kann.

Nach dem Sechstagekrieg 1967 stand die Zukunft der Abtei wieder einmal in Frage. Abt Leo hatte seine Kräfte überstrapaziert und war zurückgetreten. Die Gebäude waren durch den Krieg stark beschädigt, der gealterten Gemeinschaft fehlte es an Nachwuchs, eine mögliche Zukunftsperspektive war unklar. Diesmal wurde Laurentius Klein, damals Abt der Benediktinerabtei St. Matthias in Trier, als Visitor nach Jerusalem geschickt. Auch er war als ökumenischer Theologe am Konzil beteiligt gewesen. Auch Abt Laurentius entschied sich für das Weitermachen. Die Grundlinien, die er dazu abgesteckt hat, prägen uns bei allen Entwicklungen und Veränderungen mehr oder weniger bis heute¹. Vier wesentliche Punkte sind dabei zu nennen:

1. Betreuung der Heiligen Stätte und Sorge für die Pilger

Erstens die Gründungsidee von Kaiser Wilhelm, Anlaufstelle für deutsche Pilger zu sein. Nun sind die „Pilgerkarawanen“ von einst, die sich zwei Mal im Jahr mit bis zu 700 Personen am Kölner Hauptbahnhof trafen, mit einem Sonderzug nach Genua und dann mit einem eigens gecharterten Dampfer nach Jaffa fuhren, dem modernen Massentourismus gewichen. Doch gerade innerhalb dieses Tourismus-Betriebes eine profiliert geistliche Dimension, eine Pilgerfahrt zu ermöglichen, ist eine wichtige Aufgabe. Der Ort der Entschlafung Mariens ist ein Wallfahrtsort, zu dem viele Pilger ihre innersten Anliegen mitbringen und sie der Gottesmutter anvertrauen. Unzählige Gebetszettelchen in allen möglichen Sprachen geben Zeugnis davon. Täglich feiern mehrere Gruppen die heilige Messe bei uns, und jeden Sonntag feiern manchmal bis zu drei oder gar vier Pilgergruppen das Hochamt mit uns. Eine eigentliche „Gemeinde“ ist das natürlich nicht. Es ist nicht immer leicht, bei der Predigt jedes Mal in andere Gesichter zu schauen, oder wenn ich als Organist erlebe, wie sich eine Gruppe aus dem Münsterland mit einer aus dem Allgäu über das Gesangstempo auseinandersetzt. Und doch: Gerade das ist Kirche in all ihrer Vielfalt, der wir für die Feier der Eucharistie einen Raum, vielleicht gar eine Heimat – eben als Kirche – geben dürfen. Im übrigen beschwert sich vielleicht einmal in zwei Jahren jemand darüber, dass es bei uns am Sonntag Weihrauch gibt, zwei Lesungen, dass wir das Ordinarium auf Latein singen und die Messe meist auch 1 ¼ Stunden dauert. Viele Pilger geben uns die Rückmeldung, dass ihnen die Atmosphäre des Friedens und der Ruhe in der Dormitio gut getan hat.

An der Dormitio ist auch die katholische Auslandsseelsorge für die Deutschen im Land angesiedelt. Dazu gehören vor allem Diplomaten und Journalisten, die für eine bestimmte Zeit im Land leben und arbeiten, dazu gehören auch eine ganze Zahl junger Volontärinnen und Volontäre, die einen sozialen Dienst in verschiedenen Einrichtungen im Land ausüben. Vielleicht gibt es hier ein wenig Ähnlichkeit mit jenem Pfarrhaus in der Pariser Rue Lhomond, in dem Franz Stock 1934 die Sorge für die deutsche Gemeinde in Paris übernommen

¹ Es wäre eine Reihe weiterer Namen von Äbten und Brüdern zu nennen, die sich auch in den vergangenen mehr als 40 Jahren für die Dormitio, für ihr Leben und ihren Dienst eingesetzt und darum verdient gemacht haben: Mit Laurentius Klein kam damals Immanuel Jacobs, der lange Jahre als Prior mit enormem Einsatz Vieles auf die Beine gestellt hat, wovon wir unvermindert zehren. 16 Jahre lang haben Nikolaus Egender und dann Benedikt Lindemann die Dormitio als Abt geleitet, seit knapp vier Jahren trägt Gregory Collins aus Irland diesen Dienst und diese Bürde in einer Zeit, die nicht eben leichter wird.

hat. Anders als er damals haben wir heute jedoch kaum mit wirklich existenziellen Problemen zu tun.

Der Dienst für die Pilger geschieht in Jerusalem, aber er geschieht eben auch für die Kirche insgesamt, wenn Menschen aus aller Herren Länder hier ihre Anliegen vor Gott tragen, wenn sie hoffentlich frohe Erinnerungen mit nach Hause nehmen, wenn sie ihren Besuch im Heiligen Land und in Jerusalem ihrer *Geschichte* hinzufügen können, als etwas, das *bleibt*.

2. Das „Theologische Studienjahr Jerusalem“

Zweitens rief Laurentius Klein das „Theologische Studienjahr Jerusalem“ ins Leben, das seit 1973 wesentlich zu unserem Profil dazugehört. Es ist ein Intensivprogramm, das durch Stipendien des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) und derzeit auch durch einen vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanzierten Lehrstuhl gefördert wird. Studierende der Theologie, die sich in einem Auswahlverfahren qualifizieren müssen, können bei uns zwei Semester lang „die Bibel im Land der Bibel“ studieren, mit archäologischen Exkursionen durch das ganze Land „von Dan bis Beer Sheva“ (1Kön 5,5). Dazu kommen Schwerpunkte in der Ostkirchenkunde, in der Judaistik und Islamkunde – denn all das gibt es in Jerusalem live und nicht nur aus Büchern.

Ursprünglich war dieses Programm nur für katholische Priesteramtskandidaten konzipiert, doch schon bald wurde es sowohl konfessionell auf protestantische Teilnehmer als auch für Frauen und Männer gleichermaßen erweitert. Nicht nur miteinander zu *studieren*, sondern auch gemeinsam unter dem Dach unseres Studienhauses zu *leben*, dies zudem in Nachbarschaft und Trägerschaft einer geistlich klar profilierten klösterlichen Gemeinschaft, stellt eine durchaus existenzielle Herausforderung dar. Die ökumenische Dimension wird da nicht nur erlebt, sondern auch erlitten. Dazu kommt die Auseinandersetzung mit einem ebenso wunderschönen wie zerrissenen Land, mit seiner Geschichte, seinen lebenswürdigen Bewohnern, die oft nicht miteinander, aber vielleicht mit uns sprechen. Die meisten Absolventen unseres Studienjahres haben daran gewonnen. Im vergangenen Jahr haben wir das 40jährige Bestehen des Programms gefeiert. Von fast 1000 Ehemaligen sind heute viele in der wissenschaftlichen Theologie tätig, viele in der Pastoral, in Verlagshäusern und Fernsehanstalten, und selbst im Bundestag sind wir vertreten. Indem es sich dabei fast durchweg um Multiplikatoren handelt, ist auch unser Studienjahr ein Dienst an der Kirche insgesamt.

Dort, wo das Studienjahr vielleicht auch dazu gedacht gewesen sein könnte, Berufungen für das klösterliche Leben zu gewinnen, bin ich freilich der Erste, der nach 26 Kursen auf Dauer hängen geblieben ist; inzwischen sind wir allerdings schon zu viert in der Gemeinschaft.

3. Der ökumenische Dialog

Drittens setzte Abt Laurentius auf den ökumenischen Dialog, der zu seinen eigenen theologischen Schwerpunkten gehörte. In Jerusalem sind praktisch alle christlichen Kirchen und Gemeinschaften vertreten, und seit nach dem Krieg von 1967 die Stadt nicht mehr geteilt ist, taten sich vielfältige Möglichkeiten auf. Wenn nicht in Jerusalem, wo denn dann? Freilich: der ökumenische Optimismus der siebziger Jahre ist heute einer gewissen Stagnation und Ernüchterung gewichen. Stärker als die offiziellen Institutionen und Veranstaltungen sind bei uns aber die persönlichen Kontakte lebendig, sei es zu den orientalisch-orthodoxen Kir-

chen, wo wir mit den Armeniern, Kopten, Syrern und Äthiopiern vielfältige Kontakte unterhalten, sei es auch mit griechisch-orthodoxen Mitchristen, wo der offizielle Dialog immer noch stark eingeschränkt ist, gerade in Jerusalem. Mein Zahnarzt z.B. ist ein orthodoxer Grieche Die Decke in seinem Behandlungszimmer ist ein großes weißes Kreuz auf blauem Grund, und manchmal singt er liturgische Gesänge zur Begleitung des Bohrers – eine kleine Ektenie „für den Mönch Ralph und den Arzt Nikos: Kyrie eleison...“. Und das ist nicht bloß dienstlich, sondern er kommt auch gern zu Festen und privat zu uns. In seiner Freizeit betreut er eine orthodoxe Jugend-Fußballmannschaft und organisiert ökumenische Turniere.

Mit der evangelischen Gemeinde an der Erlöserkirche sind wir schon durch die gemeinsame deutsche Sprache verbunden. Früher habe ich dort mehrere Monate in jedem Jahr die Orgel zum Sonntagsgottesdienst gespielt, direkt nach unserem Hochamt. Die Altstadt Jerusalems ist letztlich ein Dorf, in dem man sich gar nicht aus dem Weg gehen kann.

Neben diesen sehr persönlichen Kontakten gibt es etablierte Gruppen wie die „Ecumenical Theological Research Fraternity in Israel“, die sich sowohl christlich-interkonfessionell als auch christlich-jüdisch zusammensetzt, die gemeinsam theologische Forschung betreibt und die Ergebnisse der Öffentlichkeit präsentiert. Letztlich ist die *Fraternity* aber auch wieder – wie der Name schon sagt – ein durchaus persönlich miteinander bekannter Kreis. Das Gleiche gilt auch für den „Ecumenical Circle of Friends“, wo man sich in betont informeller Runde trifft, um die Fragen und Probleme des Alltagslebens miteinander besprechen und vielleicht lösen zu können. Zu den Aufgaben dieser Gruppe gehört in Jerusalem auch die Planung und Durchführung der jährlichen „Gebetswoche für die Einheit der Christen“ im Januar, deren Gebetszeiten von Tag zu Tag wechselnd reihum in den verschiedenen Kirchen Jerusalems stattfindet.

4. Der interreligiöse Dialog

Viertens schließlich der interreligiöse Dialog der monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam. Den jüdisch-christlichen Dialog habe ich schon erwähnt im Zusammenhang mit den Verdiensten unseres damaligen Abtes Leo von Rudloff um die Konzilsklärung „Nostra Aetate“. Er gehörte auch zu den frühen Mitgliedern der gerade genannten „Ecumenical Fraternity“. Auch hier gibt es vielfältige Kontakte, die wiederum durchweg persönlicher Natur sind, aber gerade deshalb vielleicht umso besser in die Gesellschaft hinein wirken können. So haben wir vor einigen Wochen eine kleine christlich-jüdische Gruppe von Theologen gebildet, in der wir gemeinsam das Matthäus-Evangelium lesen, das sich ja an eine betont jüdische Leser- bzw. Hörerschaft wendet. Aspekte einer christlich-islamischen Begegnung finden vor allem im Rahmen unseres Studienprogramms statt.

* * *

„Suche den Frieden und jage ihm nach“ – so lautet doch der Titel dieses Vortrags. Einige werden vielleicht allmählich ungeduldig: „Was tut ihr denn in diesem Bereich, wie setzt ihr euch denn für den Frieden ein?“ werden Sie fragen. Gerade in Israel und Palästina herrschen doch so viel Unversöhnlichkeit und Gewalt – auch wenn dies derzeit durch unausdenkbar schlimmere Gewalt in unserer nächsten Nachbarschaft in Syrien und im Irak in den Schatten gestellt wird.

Nun, eine eigentliche Friedensarbeit im politischen Sinne machen wir nicht, können und wollen wir nicht machen. Wir sind Ausländer, Gäste in Israel und auch gegenüber den Palästinensern. Wir können nicht Partei *für* eine Seite und *gegen* eine andere ergreifen. Manche

mögen das tun, aber das bekommt weder ihnen selbst noch der Sache. Wen wollten wir außerdem altklug belehren, wie man jetzt endlich einmal Frieden schließt? Wir sind keine politische Einrichtung. Unser eigenes Profil sieht anders aus. Wenn wir Partei *für die Menschen* ergreifen, dann ist unser Platz zwangsläufig zwischen den Stühlen. Dieser Platz ist aber gar nicht so schlecht, denn hier lässt sich Kontakt mit durchaus verschiedenen Personen halten. Und die einen dürfen und sollen jeweils wissen, dass wir mit den anderen auch im Gespräch sind.

Seit 1987 wird in der Dormitio gemeinsam mit einer Schweizer Stiftung der „Mount Zion Award“ verliehen, der Juden, Christen und Muslime, Institutionen und Einzelpersonen für ihren Einsatz um Verständigung und Frieden auszeichnet, sei es auf religiöser, auf kultureller oder sozialer Ebene. Oft teilen sich mehrere Personen den Preis, die aus den verschiedenen Segmenten der Gesellschaft aufeinander zu arbeiten. Natürlich hat dies auch eine politische Dimension, aber unser Ausgangspunkt liegt woanders.

Tabgha

Ein bisschen weiter können wir in unserem Kloster Tabgha am See Gennesareth gehen, das ich bisher noch nicht erwähnt habe. Es liegt am Nordufer des See Gennesareth am traditionellen Ort der Brotvermehrung, dort, wo der Herr mit fünf Broten und zwei Fischen 5000 Menschen satt gemacht hat. Über einem Mosaikfußboden aus dem fünften und sechsten Jahrhundert wurde vor 35 Jahren die byzantinische Kirche des fünften Jahrhunderts rekonstruiert. Unsere „Brotvermehrungskirche“ ist wie die Dormitio in Jerusalem Ziel einer jeden Pilgerfahrt ins Heilige Land. Auch dieses Gelände – samt einem großen Pilgerhospiz jenseits der Plantagen – gehört dem „Deutschen Verein vom Heiligen Land“, und seit 1939 ist unsere Gemeinschaft für den Pilgerort verantwortlich. Auch hierher kommen außer den Touristen viele Pilger zum Gebet, feiern zahlreiche Gruppen die Eucharistie, und manche, die etwas mehr Zeit haben, bitten auch um ein Gespräch oder möchten beichten.

In der Erzählung von der Brotvermehrung beim Evangelisten Markus (Mk 6,30-44) wird eine charakteristische Spannung deutlich: „Kommt mit an einen einsamen Ort und ruht ein wenig aus!“ sagt Jesus zu seinen Jüngern. Dies gehört bis heute zu den Anziehungspunkten in Tabgha – Stille und Frieden am Seeufer, in eben jener Gegend, wo große Teile des Wirkens Jesu stattgefunden haben. Doch statt der Ruhe kommen die Fünftausend, sind hungrig nach dem Wort Gottes und auch nach Brot. „Gebt ihr ihnen zu essen!“ trägt Jesus seinen Jüngern auf. Dreitausend kommen auch heute oft jeden Tag, an einige Tagen können es auch einmal Fünftausend werden.

An diesem wunderbaren Ort versuchen wir nicht, Brot und Fisch, sondern etwas anderes zu geben, was der Ort selbst uns schenkt: Zwischen dem Kloster und dem Seeufer erstreckt sich ein großer Garten mit natürlichen Quellen, die in einen Pool gefasst sind. Hier gibt es seit fast 30 Jahren eine Begegnungsstätte, die vor allem auf Behindertengruppen ausgelegt ist. Angefangen hat dies mit kriegsverletzten Kindern, die hier behandelt wurden und sich erholen konnten. Das „Beit Noah“ – zu deutsch das „Haus des Noah“ – im Garten verfügt über einfache Mehrbettzimmer und eine Gemeinschaftsküche, dazu kommen im Sommer mehrere große Armeezelte, zu denen weitere Gemeinschaftsräume gehören; insgesamt Platz für rund 70 Personen. Gruppen von Behinderten und Nichtbehinderten können hier gemeinsam eine Zeit der Erholung verbringen. Zur Idee gehört, möglichst verschiedene Gruppen zeitgleich auf dem Platz zu beherbergen. Gerade Behinderte haben oft keine Kontaktschwierigkeiten, und wenn sie zusammen im Wasser unterwegs sind, fangen auch die Betreuer oft an, miteinander zu reden. Eine Graswurzelarbeit, die vielleicht doch etwas mehr bewegt, als

es nach außen hin scheinen mag. Manche Gruppen – Palästinenser aus der Westbank und Israelis – planen gar seit Jahren schon ihre Aufenthalte bei uns von vornherein gemeinsam. Auch hier betreiben wir eigentlich keine Politik, sondern schenken etwas weiter von dem Ort, den der Herr uns gegeben hat – mit dem Auftrag: „Gebt ihr ihnen zu essen!“

* * *

Lassen Sie uns einmal auf etwas von dem schauen, was benediktinisches Leben im Inneren ausmacht, lassen Sie uns einen Schritt von den ganzen Aktivitäten zurücktreten. Dabei können wir zum Einen den Titel dieses Vortrags noch einmal klarer in den Blick bekommen, zum Anderen auch den Anschluss an die Person und das Wirken Franz Stocks versuchen.

Frieden und Stabilitas

„Suche den Frieden und jage ihm nach“ – schreibt der heilige Benedikt in unsere Ordensregel, und zwar ziemlich oben, schon im 17. Vers des Prologs. Dabei geht es ihm zunächst um den Frieden mit Gott, im eigenen Herzen und in der Gemeinschaft des Klosters. Dieser Friede aber kann geistlich ausstrahlen, ohne dass man zu dem werden muss, was man gemeinhin unter einem Friedensaktivisten versteht.

Die Zeit des heiligen Benedikt, das fünfte Jahrhundert, ist die Zeit der Völkerwanderung. Ganz Europa ist unterwegs, fast so wie heute, aber damals hat kaum noch jemand überhaupt äußere oder innere Wurzeln. Die ersten Klostergründungen versuchen, dem etwas entgegenzusetzen, Ruhe- und Ankerpunkte des Glaubens und des geistlichen Lebens für das Leben der Welt zu schaffen. Die *stabilitas*, sei es am Ort oder in der Gemeinschaft, gehört bis heute zu unseren Gelübden. Und ganz gleich, wie unabhängig die Klöster innerhalb der Kirche sind, wollen sie doch keine Sekten von „besseren Christen“ sein, sondern *eine* christliche Lebensform unter anderen, *mit* den anderen und *für* die anderen realisieren. In diesem Sinne sind die Klöster des Mittelalters nicht nur Orte des Gebetes und der Gelehrsamkeit, sondern auch Zentren, wo die Menschen in der Umgebung lernen, Häuser zu bauen, Landwirtschaft zu betreiben, wo es die ersten Schulen gibt.

Zwei weitere Stellen der Benediktsregel mögen zeigen, wie wichtig der gemeinsame Friede ist: „Nach einem Streit noch vor Sonnenuntergang zum Frieden zurückkehren“ (RB 4,73). Das Kloster ist keine Kuschelgruppe. Wir sind Menschen, und da knirscht es, das ist normal. Aber wir dürfen das nicht nachtragen, dürfen den Streit nicht zwischen uns stehen lassen. Dieser Satz steht im Kapitel über die sogenannten „Werkzeuge der geistlichen Kunst“ (RB 4). – Im selben Kapitel steht aber auch dieser Satz: „Nicht unaufrichtig Frieden schließen“ (*pacem falsam non dare*, RB 4,25). So etwas würde wohl zur Kosmetik der Kuschelgruppe gehören, einem echten Frieden in einer gesunden Gemeinschaft aber eher schädlich sein. Wenn nötig, muss die Sache halt erst durchdiskutiert werden.

Was ihr für einen der Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan

Ein eigenes Kapitel widmet die Benediktsregel der Aufnahme der Gäste (RB 53). Für Gäste, „die dem Kloster nie fehlen“ (53,16) „sollen genügend Betten bereitstehen“ (53,22). Angesichts der antiken und modernen Völkerwanderungen scheint dies praktisch und sinnvoll, aber es ist vor allem aus dem Glauben begründet: „Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus, denn er wird sagen: Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen“ (RB 53,1; Mt 25,35). Im Sinne einer solchen Gastfreundschaft soll es der Friede

Christi sein, den der Auferstandene seinen Jüngern zugesprochen hat (Joh 20,19.21.26), den wir weiterschicken dürfen, nichts Selbstgemachtes.

Wenn die Menschen im Pfarrhaus der Rue Lhomond in Paris einen solchen Ankerpunkt der *stabilitas*, solch christliche Gastfreundschaft erfahren haben, wenn sie in Abbé Franz Stock dem Frieden Christi *in persona* begegnet sind, dann vielleicht deshalb, weil er sich ganz in Gott und in seinem Frieden festmachen konnte. Auch für uns ist dies nichts, was wir „haben“, sondern tägliche Herausforderung und Aufgabe, täglicher Ruf in die Nachfolge des Herrn.

„Ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen“ – auch das sagt Jesus im Kapitel 25 des Matthäus-Evangeliums, das ich eben mit der Benediktsregel zitiert habe. Dies hat Franz Stock in besonderer Weise in der Zeit des Krieges, in den Pariser Gefängnissen und in der Begleitung der Gefangenen gelebt. Sie haben sich ihm anvertraut, weil sie in ihm als dem Priester Christus selbst begegnen konnten; er nahm sich ihrer um Christi willen und gerade deshalb um ihrer selbst willen an. Um Christi willen ist er bei ihnen geblieben bis zuletzt, unterschiedslos auch bei denen, die keine Christen waren oder nicht an Gott glaubten. In diesem Sinne beeindruckt mich die Darstellung des Kreuzwegs in der Bielefelder Heilig-Geist-Kirche: Franz Stock als Simon von Cyrene, der Jesus das Kreuz tragen hilft.

Zu diesem Dienst Franz Stocks, zu diesem Martyrium im Wortsinne gibt es für uns keine Parallele. Auch Franz Stock hat sich nicht gewünscht, dies durchmachen zu müssen, zu stark war sein Bemühen um Frieden und Versöhnung schon lange vor dem Krieg. Ich kann nur darum beten, wenn es einmal wirklich ernst werden sollte um mein Glaubenszeugnis, dass ich dann nicht davonlaufe. Und dies gilt, glaube ich, für uns alle, für alle Getauften, die ihre Berufung zu einem christlichen Leben Ernst nehmen.

Geistliche Identität und politisches Engagement

„Franz Stock war Priester, kein Politiker, was aber nicht besagt, dass sein Wirken letztlich unpolitisch gewesen wäre. Vielmehr lässt sich in diesem die verändernde Kraft eines Lebens aus dem Glauben erkennen“² – So ein Zitat von Prof. Rüdiger Althaus. Ich habe großen Respekt vor all jenen, die sich in der Politik für eine bessere, friedlichere Welt einsetzen, und viele tun dies aus einem lebendigen Glauben heraus. Umgekehrt untersagt das Kirchenrecht den Trägern des Weiheamtes ausdrücklich die Ausübung politischer Ämter (Can. 285, §3), und es scheint sinnvoll, den Dienst für das Reich Gottes von einer Einflussnahme durch jegliche anderen Interessen freizuhalten.

Erst wenn wir unser spezifisch *geistliches* Profil von einem politischen Engagement unterscheiden, können sich beide Dimensionen zum Wohle der Menschen sinnvoll und in je eigener Freiheit ergänzen. Darin sehe ich besonders für unsere kleine Gemeinschaft eine wichtige Aufgabe.

Zur Person Franz Stock

Gestattet Sie mir zu Schluss noch einen Blick auf einige persönliche Züge der Person Franz Stocks, die mir wichtig sind.

Franz Stock war offensichtlich ein sehr lebensfroher Mensch. Sonst wäre seine Mitgliedschaft im Quickborn nicht zu erklären, nicht seine Kontaktfreude auch über die Grenze hin-

² Rüdiger ALTHAUS, *Franz Stock – Ein Wegbereiter der Aussöhnung*, in: Josef MEYER ZU SCHLOCHTERN (Hg.), *Die Academia Theodoriana. Von der Jesuitenuniversität zur Theologischen Fakultät Paderborn 1614-2014*, 347-355, hier: 352

weg nach Frankreich, sein Bemühen darum, eine Zeit in Paris leben und studieren zu können. Er liebte Frankreich und die Franzosen, ohne dass er deshalb seiner westfälischen Heimat den Rücken gekehrt hätte. Sein Buch über die Bretagne hat er für deutsche Leser geschrieben. Zumindest für mich persönlich möchte ich eine solche Einstellung auch in Anspruch nehmen. Ich liebe Israel und Palästina und die so verschiedenen Menschen, die dort leben, ohne dass ich deshalb meine Wurzeln abschneiden könnte oder wollte. Für eine gesunde, intakte Persönlichkeit scheint mir das unabdingbar. Und in eigener Weise versucht seit über 40 Jahren unser „Theologisches Studienjahr“, jungen Menschen ein Studium im Ausland zu ermöglichen, ihren Horizont zu erweitern und die Liebe zum Heiligen Land zu wecken, nicht nur Wissen aus Büchern und in Büchern anzuhäufen, sondern es draußen selbst zu erleben, sich in Gemeinschaft zu erproben und daran auch geistlich zu wachsen.

Franz Stock hat an die Kraft der Menschen geglaubt, mit Gottes Hilfe in Frieden miteinander leben zu können. Sonst wäre er 1926 nicht nach Bierville gefahren, und ganz sicher hätte er nicht nach dem Grauen des Krieges und schon am Rande der Erschöpfung das Stacheldraht-Seminar in Chartres aufgebaut, das doch junge Männer darauf vorbereiten wollte, ein innerlich und äußerlich zerstörtes Deutschland wieder aufzubauen, für eine Zukunft des Friedens. Diesen Glauben braucht es heute mehr denn je in unserer klein gewordenen Welt, die an allen Ecken brennt, die von Krieg und Terror gebeutelt wird. Franz Stock hat sich trotz der Enttäuschungen der Friedenshoffnung seiner Jugend, trotz allem Grauen, das er erlebt hat, darin nicht beirren lassen. Das darf uns ein Vorbild sein.

Franz Stock hatte einen Sinn für das Schöne. Er hat gemalt. Und auch diese Gabe hat er sich durch das Grauen des Krieges nicht nehmen lassen. Die Chorwand der Seminarkapelle in Le Coudray hat er selbst gestaltet, weil ihm dies am Herzen lag. Ich war 1988, glaube ich, bei den Ersten, die diese Fresken nach vielen Jahren wieder zu Gesicht bekommen haben, und ich bin froh, dass man sie mit dem ganzen Raum wieder hergerichtet hat. Vielleicht hat Franz Stock mit Dostojewskij daran geglaubt, dass die Schönheit die Welt retten kann (ein Zitat aus dem Roman *Der Idiot*). Vielleicht haben auch die maigrünen Buchen auf dem Mont Valerien ihren Teil daran. Als Musiker bin ich für eine Schönheit, die von Gott her die Schöpfung durchstrahlt, sehr anfällig, und dankbar darf ich immer wieder erleben, dass man einen Sinn dafür mit anderen Menschen teilen kann, über alle Grenzen hinweg. Sonst würde ich kein Konzert mehr spielen und auch in der Liturgie die Orgel nicht mehr anfassen.

Der jüdische Theologe Abraham Joshua Heschel, den ich schon erwähnt habe, schreibt unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, dem er entronnen ist, ein kleines Buch, indem er mit großer Liebe jenes osteuropäische chassidische Judentum zeichnet, aus dem er stammt, und das die Nazis zerstört und vernichtet, die Menschen ermordet haben: „Die Erde ist des Herrn“. Dort berichtet er davon, dass der jüdischen Tradition nach in jeder Generation 36 Gerechte leben, um deretwillen Gott die Welt nicht dem Untergang preisgibt, trotz der Bosheit der Menschen³. Diese Heiligen leben unerkannt unter uns, vielleicht in einfachsten Verhältnissen, aber durch sie kann Gott im Ernstfall eingreifen, durch sie bleibt in aller Verborgenheit die Welt bestehen⁴.

Ich weiß nicht, ob Franz Stock diese jüdische Legende gekannt hat, aber der Klang ist frappierend ähnlich, wenn wir in nahezu derselben Zeit, in der auch Heschel schreibt, von

³ Abraham Joshua HESCHEL, *The Earth is the Lord's*, New York 1949; 88-94

⁴ Auch Hannah Arendt erwähnt diese Legende – ebenfalls unmittelbar nach dem Krieg – in ihrer Erinnerung an den Pazifisten und 1948 verstorbenen damaligen Präsidenten der Hebräischen Universität in Jerusalem, Judah Leon Magnes; vgl. den Wikipedia-Eintrag „36 Gerechte“, http://de.wikipedia.org/wiki/36_Gerechte, abgerufen am 22. April 2015.

Franz Stock hören: „Die von Gott gewollte Zahl Heiliger genügt, eine Zeit zu retten“⁵. Dies steht am Ende jener oft zitierten Rede, die Franz Stock am 26. April 1947 in Chartres gehalten hat, zum zweiten Jahrestag der Gründung des Seminars und schon im Blick auf seine bevorstehende Schließung. Er wirft dort einen durchaus dunklen Blick auf den Zustand und die Entwicklungen der damaligen Zeit, die „Ruinen an Ruinen [reih] in den Städten wie in den Seelen“.

Und dann folgt jene Passage, mit der ich meine Ausführungen schließen möchte: „Die von Gott gewollte Zahl Heiliger genügt, eine Zeit zu retten. Heilige, die sich selbst dieser Berufung verschreiben und die in Tugenden die Wirksamkeiten unserer Zeit verwandeln. Heilige, die, wenn sie auf die Liebe der Menschen verzichten, wissen, auf was sie verzichten, die durch das Schau- und Beispiel ihres Lebens den Weg der menschlichen Ordnung leben. Heilige, die keine Angst vor Katastrophen noch Revolutionen haben, die aber jede Gelegenheit benutzen und ihr ganzes Sein auf das zweite Kommen des Erlösers ausrichten; Heilige, die die Anhänglichkeit an ihr Vaterland mit der Liebe zur Menschheit in Einklang bringen, über die Grenzen der Nationen, Reiche, Rassen und Klassen. Diesen Aufruf hält uns die Vorsehung entgegen durch die Stimme der Geschichte“⁶.

Die Stimme der Geschichte – wir können sie nur hören, wenn die *Geschichte* nicht bloß Vergangenheit ist, sondern in unsere Gegenwart hineinreicht. An dieser Stelle wird das Erbe Franz Stocks *unser* Auftrag; sein Aufruf an die Seminaristen damals gilt uns allen, unsere je eigene und unterschiedliche Berufung dort zu leben, wo und wie wir sind: Die Heiligkeit Gottes den Menschen zu verkünden, Seine Güte erfahrbar und Seine Schönheit ansichtig zu machen, um uns mit den Menschen auf jenen Frieden auszurichten, den im Letzten Gott allein zu schenken vermag.

⁵ René CLOSSET, *Er ging durch die Hölle. Franz Stock*, Paderborn ³1979, 237 – ebenso: Raymond LOONBEEK, *Franz Stock. Menschlichkeit über Grenzen hinweg*, St. Ottilien 2015, 395

⁶ CLOSSET, *Er ging durch die Hölle* 237; auch zitiert bei ALTHAUS, *Franz Stock*, 355